

BERLINER STIMME

Zeitung der Berliner Sozialdemokratie | Nr. 7 · 2019 | 69. Jahrgang



THEMA
**30 JAHRE
MAUERFALL**

BEGEGNUNG

Zwei Generationen sprechen
über 30 Jahre Mauerfall

BERÜHMTHEIT

Klavierbauer Michael Masur
erzählt über seinen Vater Kurt

BERLIN

Eine geteilte Stadt findet
wieder zusammen



Die lang ersehnte Freiheit

DIE TAGE im November 1989 werde ich nie vergessen. Ich war damals frisch gewählter Bezirksverordneter in Tempelhof. Die ganze Familie saß vor dem Fernseher und staunte über die Geschehnisse und ihre Dynamik.

Entschlossen hatten die Menschen in Ost-Berlin und der DDR demonstriert und gerufen: „Wir sind das Volk!“ und „Die Mauer muss weg!“. Wir im Westen bewunderten diesen Mut und hofften inständig, dass es kein Eingreifen der DDR-Sicherheitskräfte geben würde. Und dann war es soweit – die berühmte Ankündigung von Günter Schabowski! Gemeinsam mit Freunden fuhren wir zum Brandenburger Tor und feierten mit wildfremden Menschen. Wir konnten es nicht glauben, dass dieses stets sichtbare Symbol der Teilung zwischen Ost und West nun von den Mauerspechten zerhämmt wurde.

Der 9. November 1989 brachte die lang ersehnte Freiheit – hervorgegangen aus einer friedlichen Revolution, getragen von einem unbeschreiblich kraftvollen Gemeinschaftsgefühl der Menschen.

Plötzlich standen alle Türen offen, gleichzeitig änderten sich Lebenswege. Träume mussten neu geträumt werden. Die Umwandlung der Planwirtschaft in eine Marktwirtschaft war für viele

Menschen in den so genannten Neuen Bundesländern ein sehr schmerzhafter Prozess. Viele verloren ihre Arbeit, Betriebe wurden geschlossen, einige Berufe gab es plötzlich nicht mehr. Es ging alles schnell, an mancher Stelle auch zu schnell.

Trotz aller Maßnahmen zur Angleichung der Lebensverhältnisse dauert der Prozess des Zusammenwachsens noch an. Wir müssen gemeinsam die besten Lösungen finden und dazu mehr und wertschätzend aufeinander zugehen.

Besonders jetzt, im Gedenken an die Toten und die Opfer der Mauer, werden wir daran erinnert, wie wertvoll Freiheit, Demokratie und Rechtsstaat sind. Und wie wichtig es ist, sich stets dafür einzusetzen.

Euer



30 JAHRE MAUERFALL

02 EDITORIAL

Die lang ersehnte Freiheit

Text Michael Müller

Foto Carolin Weinkopf

06 INTERVIEW

„Ich hätte auch das Telefonbuch vorlesen könne.“

Fragen Sebastian Thomas

Fotos Tobias von dem Berge

Das vollständige Interview mit Walter Momper, Svenja-Marie Linnemann und Nicolai Rehberg ist unter <https://spd.berlin/magazin/berliner-stimme/interview-mauerfall/> nachzulesen.



12 PERSÖNLICH

Vom Traum, einfach in den Westen zu fahren

Text Elske Hildebrandt

Fotos Privat

14 BERLIN

„Es war die Stunde der Macher“

Text Ditmar Staffelt

Fotos SBM/Edmund Kasperski · Tobias von dem Berge · Paul Glaser

20 PORTRAIT

„Michael, das geht schneller als du denkst“

Text & Foto Sebastian Thomas

22 STEINSTÜCKEN

auf ein Bier mit den Grenzern

Text Klaus Uwe Benneter

Fotos Privat · SBM/Edmund Kasperski · CMSgt. Don Sutherland

AUS DEM LANDESVERBAND

Berliner Stimmen

24 TAG DES MAUERFALLS

Wie hast du den 9. November 1989 erlebt?

Zitate Christine Bergmann · Frank-Axel Dietrich ·
Dr. Franziska Giffey · Burkhard Zimmermann

Fotos Tobias von dem Berge

VERMISCHTES

Geschichte & Kultur

26 UNGARN VOR 30 JAHREN

**Der Plattensee –
damals und heute**

Text & Fotos Alexander Kulpok

30 BUCHREZENSION

**Jana Hensel: Wie alles anders bleibt –
Geschichten aus Ostdeutschland“**

Text Felix Bethmann

IMPRESSUM

BERLINER STIMME

Zeitung der Berliner Sozialdemokratie

HERAUSGEBER

SPD Landesverband Berlin,
Landesgeschäftsführerin Anett Seltz (V.i.S.d.P.),
Müllerstraße 163, 13353 Berlin,
Telefon: 030.4692-222
E-Mail: spd@spd.berlin
Webadresse: www.spd.berlin

REDAKTION

Sebastian Thomas
Telefon: 030.4692-150
E-Mail: redaktion.berlinerstimme@spd.de

MITARBEIT AN DIESER AUSGABE

Felix Bethmann, Klaus Uwe Benneter,
Elske Hildebrandt, Alexander Kulpok,
Ditmar Staffelt

GRAFIK Hans Kegel & Nico Roicke

TITELBILD Ulrich Horb

ABONNEMENT 29,- Euro pro Jahr im Postvertrieb

ABO-SERVICE Telefon: 030.4692-144,
Fax: 030.4692-118, berliner.stimme@spd.de

I
N
H
A
L
T



„Ich hätte auch das Telefonbuch vorlesen können“

Es ist ein Treffen der Generationen: Walter Momper – von 1989 bis 1991 Regierender Bürgermeister von Berlin. In seine Amtszeit fällt die Nacht des 9. Novembers 1989. Svenja-Marie Linnemann – im Februar 1989 im Wedding geboren. Ihre durch die Mauer getrennte Familie ist über Nacht wieder vereint. Nicolai Rehberg – ebenfalls 1989 geboren, jedoch in Schleswig-Holstein. Seit sechseinhalb Jahren wohnt er in Neukölln.

Walter, du bist am 16. März 1989 zum Regierenden Bürgermeister gewählt worden. Deutete da schon etwas auf den acht Monate später stattfindenden Mauerfall hin?

Die Situation im Osten spielte noch nicht so eine große Rolle. Da bewegte sich nicht viel. Es war klar, dass die SED einen Parteitag machen wollte, um ihre Führung abzulösen. Richtig los ging es im Mai, als Ungarn entschied keine DDR-Flüchtlinge mehr an der Grenze aufzuhalten und sie auch nicht mehr in die DDR zurückzubringen. An diesem Punkt war klar, dass es einen Wandel geben wird. Danach veränderte sich auch die DDR ziemlich schnell. Angefangen bei den Montagsdemonstrationen in Leipzig. Danach folgte auch die allgemeine Bewegung. An erster Stelle, dass die Menschen aus der DDR ausreisen wollten. Zweitens,

dass die Bürgerinnen und Bürger Vereine gründeten, wie das Neue Forum. Ab August reisten auch jeden Tag 2.000 bis 3.000 Menschen aus der DDR über Budapest,

Prag und Warschau nach Westen aus. Ab diesem Zeitpunkt haben wir uns gesagt: Bald gibt es auch einen Sturm über die Mauer, weil die DDR-Flüchtlinge natürlich nicht die ganze Zeit den weiten Weg über Prag und Budapest wählen werden, wenn es gleich nebenan in Ost-Berlin einen Grenzübergang gibt.

Svenja, wo in Berlin bist du geboren? Wo waren deine Eltern und was haben sie gemacht, als die Mauer fiel?

Ich bin im Wedding zur Welt gekommen, wohne auch noch dort und zwar an der Osloer Straße. Das ist die Ecke im Wedding, die zum Prenzlauer Berg zugeht. Meine Großeltern haben damals im Soldiener Kiez – in der Freienwalder Straße – gelebt. Unser Schrebergarten, den es heute immer noch gibt, ist direkt an der Bösebrücke. Meine Großeltern haben die Ereignisse am Abend des 9. November, also wie die Menschen auf die Bösebrücke gefahren sind, direkt miterlebt. Meine Mutti selbst nicht, weil sie mich gerade zu diesem Zeitpunkt gestillt hat. Sie wurde dann von einer Freundin angerufen. Sie fragte meine Mutti, ob sie schon gehört hat, dass die Mauer gefallen ist?

Wie wirkte sich die Trennung durch die Mauer auf deine Familie aus?

Für meine Familie war der 9. November sehr emotional, denn mein Opa mütterlicherseits war durch die Mauer von seinen Geschwistern und seinen Eltern getrennt. Sie haben damals in der Kremmener Straße nahe des Mauerparks gewohnt, also in unmittelbarer Nähe zur Bernauer Straße. Das war damals Sperrgebiet. Meine Mutti war knapp 10 Jahre alt, als die Mauer gebaut wurde. Als ich geboren wurde war sie Ende 30. In der Zwischenzeit musste meine Familie getrennt leben. Was das emotional bedeutet, konnte ich nur durch die Geschichten meiner Eltern und Verwandten nachvollziehen. Meine Großtante erzählt mir heute noch, wie sie an ihrem Küchenfenster auf der anderen Seite der Mauer saß, um einmal in der Woche ihrem Bruder auf West-Berliner Seite zuzuwinken.

LINKS

WALTER MOMPHER (L.)
SVENJA-MARIE
LINNEMANN (R.),
NICOLAI REHBERG (M.)

Nicolai, was erzählen dir deine Eltern heute noch vom Mauerfall? Wie wurde das Ereignis im fernen Schleswig-Holstein aufgenommen?

Der Mauerfall war für uns schon irgendwie weit weg, doch wir hatten Verwandtschaft in Güstrow. Mit diesem Teil meiner Familie hatten meine Eltern auch einen relativ engen Kontakt. Ich selbst bin am 15. November geboren worden. Meine Mutter lag zur Zeit des Mauerfalls hochschwanger zu Hause und hatte im TV gesehen, wie die Leute auf der Mauer getanzt haben. Sie hat sofort angefangen zu weinen. Der 9. November war für meine Eltern ein unheimlich glücklicher Moment.

**Walter, du warst auf die neue Reise-
regelung der DDR-Regierung vorbereitet.
Wie kam es dazu?**

Am 29. Oktober 1989 waren wir bei Günter Schabowski. Er war Mitglied des Zentralkomitees und in der neuen DDR-Führung die Nummer zwei nach Egon Krenz. Das Gespräch ging hauptsächlich über die Verhältnisse in der DDR. Ganz am Ende sagte Günter Schabowski beiläufig, dass die Führung plant Reisefreiheit zu gewähren. Da habe ich nachgefragt, wie er das meint. Er antwortete, dass jeder, der ausreisen möchte, auch in den Westen reisen und wieder zurückkehren kann. Mir drängte sich der Gedanke auf, dass er sich überhaupt gar nicht überlegt hatte, was das bedeutet.

Was ist nach dem Treffen passiert?

Wir haben offiziell in einer Pressemitteilung über das Treffen berichtet und geschrieben, dass die DDR ihr Reise-recht liberalisieren möchte und wir mit 300.000 Besuchern rechnen. Genau diese Anzahl von Menschen kamen immer an Brückentagen nach



*„Die friedliche Einheit ist
das größte Geschenk.“*

West-Berlin. Für unsere internen Planungen sind wir jedoch von einer halben Million ausgegangen. Das größte Problem war, wie wir die Leute transportieren. Die Verantwortlichen der BVG sagten, sie würden einfach den Fahrplan nach dem Smog-Alarm fahren. Dieser Fall war erstmals im Februar 1987 eingetreten. Da durften Autos ohne Katalysator gar nicht fahren, also praktisch keiner. Als nächstes planten wir zusammen mit der Berliner Morgenpost eine Sonderbeilage – mit Stadtplan, Netzspinne der BVG, Notfallnummern und all sowas. Das nächste Problem waren die 100 West-Mark Begrüßungsgeld. Gerechnet auf 500.000 Menschen brauchten wir eine ganze Menge Geld. Da haben wir zuerst mit dem Bankenverband gesprochen, der uns im Falle einer neuen Reiseregulation zusagte, auch sonnabends und am Sonntag zu öffnen. Auch die Post, Behörden und landeseigenen Betriebe konnte ich überzeugen, Zahlstellen einzurichten.

Was hast du konkret nach der Pressekonferenz des ZK, als Günter Schabowski die unverzügliche Reisefreiheit ankündigte, getan?

Ich war bei der Verleihung des „Goldenen Lenkrads“ im Axel-Springer-Verlagshochhaus. Um 19 Uhr kam der Chefredakteur der Berliner Morgenpost auf mich zu und zeigte mir die Eilmeldung der dpa – sie lautete: „Schabowski: neue Reiseregulung für die DDR“. Das war erst mal nichts Besonderes, schließlich hatte er uns genau das am 29. Oktober erzählt. Ich stellte mir nur eine Frage: Warum hat er uns vorher nicht Bescheid gesagt? Da erzählte mir der Chefredakteur von der dreistündigen Pressekonferenz. Ganz am Schluss fragte jemand von den anwesenden Journalistinnen und Journalisten wegen der Reiseregulung nach. Da liest Günter Schabowski von einem Zettel ab, den er vorher von Egon Krenz erhalten hat.

„Friedliche Demonstrationen können auch Mauern zum Einsturz bringen!“



Jedoch hat er über den Inhalt, also die neue Reiseregulung, überhaupt keine Kenntnis. Es folgt die Frage, ab wann das gilt? Da liest Schabowski vor, dass dies sofort, unverzüglich gilt. Ich bin dann zum SFB gefahren, da lief gerade die Abendschau. Dort wurde ich zu dem Text von Günter Schabowski gefragt. Ich meinte, das ist der Tag, auf den wir 28 Jahre gewartet haben und dass wir uns auf alle freuen, die zu uns kommen. Die Leute in Ost-Berlin sind um 20 Uhr nach der Sendung an die Grenzübergänge gelaufen und haben mit den Grenzern diskutiert – unter anderem mit dem Argument, der Momper hat gesagt, sie dürften jetzt reisen. Danach sammelten sich allmählich die Menschen an den Grenzübergängen. An der Bornholmer Straße wurde um 23 Uhr der erste Schlagbaum geöffnet. Kurz davor war ich noch in einer Live-Sendung des SFB und ließ meine Polizisten an den Grenzübergängen anrufen. Erst gab es keine besonderen Vorkommnisse. Kurz nach 23 Uhr bekam ich Bescheid, dass die Bornholmer Straße offen ist. Der SFB sendete später auch Bilder der ersten Besucher aus Ost-Berlin. Da war dann ein Pärchen, die ohne Probleme die Grenze überquert hatten. Und die Frau sagte die Worte dieser Nacht: „Es ist der Wahnsinn.“ Ich bin dann zur Invalidenstraße gefahren, um auf dem Kontrollpunkt zu erfahren, was los war.

Wie war die Situation vor Ort?

Um 23 Uhr war es brechend voll: Tausende Menschen feierten. Ich trat an das Tor des Übergangs. Der Hauptmann brachte mich zur Kontrollbaracke. Bis dahin hatten die Grenzer die Pässe einfach nur gestempelt. Dann waren sie weg. Ich fühlte mich auf einmal allein mit 10.000 Menschen. Eigentlich hatte ich Angst vor einem Massenansturm, einer Schießerei und einem Blutbad.

Da habe ich mir ein Megaphon von der West-Polizei geben lassen, stieg auf einen Tisch, wo die Rentnerinnen und Rentner immer ihre Taschen auspacken mussten und fing an, eine Rede zu halten. Ich forderte die Berlinerinnen und Berliner auf, besonnen zu bleiben, merkte jedoch nach jedem Halbsatz, wie die Leute laut jubelten. Es herrschte allgemeine Heiterkeit. Ich hätte auch das Telefonbuch vorlesen können. Danach bat ich lediglich die Trabis durchzulassen, damit nicht völliger Stillstand herrscht.

Svenja und Nicolai, ihr seid beide in den 60er-Jahren großgeworden. Welche Rolle spielte da der Mauerfall für euch? Wie fand er sich in eurem Alltag wieder?

NICOLAI: Der Mauerfall war während meiner Kindheit in Schleswig-Holstein kein großes Thema. Ich wohne nun seit sechseinhalb Jahren in Berlin – und ich würde sagen, dass er in den vergangenen Jahren für mich ein bedeutendes Thema wurde. In Berlin habe ich meinen Verlobten kennengelernt, den ich ohne den 9. November nie getroffen hätte. Den Mauerfall als Moment puren Glücks können wir nur bedingt nachempfinden, was natürlich schade ist.

SVENJA: Diesen Moment können wir vielleicht eher familiär nachfühlen. Bei mir war die Situation ja eine andere, weil meine Familie durch die Mauer getrennt war. So kann ich dieses historische Ereignis durch Erzählungen etwas mehr emotional fassen. Für mich persönlich ist viel spannender zu erfahren, wie die Menschen damit umgegangen sind, dass auf einmal beide Teile der Stadt wieder zusammenwachsen. Gibt es bei dieser Generation heute noch eine Mauer in den Köpfen? Ich habe versucht, manche Themen bei meiner Verwandtschaft aus dem Osten der Stadt immer mal wieder anzuschneiden, also unter anderem:



„Strukturelle Ungleichheiten bei Rente und Einkommen müssen überwunden werden.“

Wie war es, in der DDR zu leben? Welches Glück es heute für uns alle ist frei zu wählen, sich frei äußern und sich in ganz Berlin frei bewegen zu können? Letztlich ist es spannend, was sich in den nächsten 30 Jahren weiterbewegen wird.

Wie bewertet ihr heute das Verhältnis zwischen Ost und West?

NICOLAI: Das ist eine schwierige Frage. Ich bin beruflich sehr viel im Osten von Deutschland unterwegs und war auch gerade in Leipzig. Da habe ich auch viele Kollegen, die, obwohl sie im gleichen Jahr wie ich und Svenja geboren sind, sich überraschenderweise als ostdeutsch definieren. Ich finde gerade das ist eine Angelegenheit, die wir bis heute nicht überwunden haben. Viele Westdeutsche sehen sich als gesamtdeutsches Produkt. Ich habe aber vor Kurzem eine Studie gelesen, dass 22 Prozent der Jugendlichen in Ostdeutschland sich weiterhin vor allem als ostdeutsch sehen. Ich glaube, dass ist ein Problem, bei dem wir als SPD in der Wendezeit auch viele Fehler ge-

macht haben. Dabei geht es nicht nur darum, dass die Lebensleistungen der Menschen aus Ostdeutschland endlich anerkannt werden. Die Löhne und Renten im Osten sind noch deutlich niedriger als im Westen. Gerade in dieser Sache haben wir noch einen langen Weg vor uns.

SVENJA: Es ist auch im Hinblick auf unsere familiäre Herkunft ein Privileg, dass wir die Unterschiede zwischen West und Ost persönlich gar nicht mehr sehen. Wahrscheinlich ist gerade die Trennung beider deutscher Staaten bei manchen in der Familie noch viel stärker verwurzelt. Daher finde ich es auch 30 Jahre danach immer noch wichtig, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Klar ist: strukturellen Ungleichheiten, zum Beispiel bei Rente und Einkommen, müssen endlich überwunden werden.

Walter, du hast am 10. November 1989 im Bundesrat folgenden Satz gesagt: „Heute Nacht waren die Deutschen das glücklichste Volk der Welt.“ Würdest du das heute wieder so sagen?

Ja, auf jeden Fall. Wann hat denn jemals wieder ein Volk, seine Einheit so friedlich wiedererlangt? Es hat ja keinerlei Auseinandersetzungen gegeben, sondern es ist alles friedlich verlaufen. Ich glaube gerade, das ist das größte Geschenk. Ich kann die heutigen Sorgen der Ostdeutschen zwar verstehen, aber man muss auch mal anerkennen, welche enormen, vor allem finanziellen, Leistungen vom Westen erbracht wurden. Ich sage auch immer mit Blick auf Menschen in Bayern und Ostfriesland, dass diese ganz unterschiedlich sind. So ist es auch mit den Ost- und Westdeutschen: Sie werden auch noch über Jahre ein unterschiedlicher Menschenschlag bleiben.

NICOLAI: Es gibt den regionalen Unterschied. Den haben aber auch Menschen aus Mecklenburg-Vorpommern und aus

dem Erzgebirge. Dort sind die Leute dennoch ab einem bestimmten Alter anders sozialisiert als die Menschen im Westen. Gerade im Hinblick auf unsere Generation haben die Ostdeutschen in ihrer Jugend von Zuhause gar kein Rüstzeug mitbekommen. Da haben es die jungen Menschen aus dem Westen leichter gehabt.

SVENJA: Unterschiede zwischen Nord und Süd gibt es auf jeden Fall. Doch gerade in Bezug auf Ost und West ist das nochmal eine ganz andere Sache. An dieser Stelle spielen die angesprochenen strukturellen Divergenzen zwischen Ost und West eine Rolle, beispielsweise wenn zum Teil familiäre Biographien durch die Wende zerbrochen sind. Ich glaube, das kann man nicht nur als regionalen Unterschied definieren. Die erlebten Ungerechtigkeiten in den Familien werden zwar nicht vererbt, doch weitergetragen.

NICOLAI: Die Wendezeit war durch die Treuhand für Westdeutschland ein erfolgreiches Konjunkturprogramm. Ich finde es gut, dass diese Angelegenheit jetzt aufgearbeitet wird. Das hilft den Menschen, damit abzuschließen. Trotzdem reicht es nicht, die erfahrenen Ungerechtigkeiten durch die Treuhand zuzugeben. Wir müssen auch überlegen, wie wir gemeinsam in die Zukunft blicken können.

SVENJA: Im Hinblick auf die letzten Wahlergebnisse in den östlichen Bundesländern muss man sich überlegen, wie man mit den jungen Menschen ins Gespräch kommt. Es muss noch stärker und früher in politische Bildung investiert werden. Wenn in einigen Familien noch immer ein Gefühl von Benachteiligung vorherrscht, dann muss das auch heute noch offen thematisiert werden. Zuletzt können wir aus dem Jahr 89 einen wichtigen Schluss für unsere Generation ziehen, nämlich, dass friedliche Demonstrationen nicht nur Berge versetzen, sondern auch Mauern zum Einsturz bringen können!

Vom Traum, einfach in den Westen zu fahren

Elske Hildebrandt, Tochter der bekannten SPD-Politikerin Regine Hildebrandt, erlebt als Jugendliche den Mauerfall direkt an der Bornholmer Straße. Vor dem 9. November 1989 wird sie politisch aktiv, möchte einmal in den Westen Berlins fahren und hat dabei einen besonderen und persönlichen Traum: Auf einem ganz bestimmten Sofa sitzen. 30 Jahre danach ist für sie die Wiedervereinigung noch nicht vollendet.



O BEN

ELSKE HILDEBRANDT, 1974 in Berlin Mitte geboren, errang bei der Landtagswahl in Brandenburg 2019 das Direktmandat im Wahlkreis Märkisch-Oderland II.

DER SOMMER/HERBST 1989 war für mich eine sehr spannende Zeit. Ich war 15 und stand inmitten einer ganz großen Veränderung. Ich unterschrieb beim Neuen Forum, hatte Diskussionen in der Schule, schmuggelte Flugblätter für „Demokratie jetzt“ und nahm an Demonstrationen in der Innenstadt teil. Feierlicher Höhepunkt all dessen war der 4. November auf dem Alexanderplatz in Berlin. Meine Eltern versuchten uns immer ihr gesamtes Berlin nahezubringen. Doch ich war hineingeboren in die geteilte Stadt. Eine Hälfte blieb mir versperrt: Bei meiner Tante in Charlottenburg auf dem Sofa zu sitzen – das war unerreichbar. Oft träumte ich nachts davon, zu unseren Verwandten und Freunden nach Westberlin zu fahren. Ich denke, eine derartige Sehnsucht werden meine Kinder nicht entwickeln können und müssen.

Am 9. November 1989 drängte ich mich mit meinem Bruder – es war sein 18. Geburtstag – und dessen Freund in die Menge an der Bornholmer Straße, als sich die Schlagbäume öffneten. Auch an dieser Stelle erschien



LINKS

REGINE HILDEBRANDT (r.) mit Tochter Elske im April 1998. Vor der Wende aktiv in der Bürgerbewegung „Demokratie jetzt“, trat Regine Hildebrandt im Oktober 1989 in die neu gegründete sozialdemokratische Partei (SDP) ein. Von April bis August 1990 war sie Ministerin für Arbeit und Soziales in der Regierung von Lothar de Maizière. Von November 1990 bis Oktober 1999 war sie Sozialministerin in Brandenburg.

es mir noch unmöglich, dass ich wirklich in dieser Nacht zum ersten Mal den Westen der Stadt betreten würde. Unerreichbares wird überhöht – doch schon beim ersten Schritt auf Weddinger Kopfsteinpflaster wurde mir klar: Das ist jetzt alles ganz normal. Das enttäuschte mich nicht, sondern ganz im Gegenteil: Es ermutigte mich, mir mein Berlin wieder komplett anzueignen.

Der 9. November war eine herrliche Nacht mit vielen glücklichen Menschen, die sich unbekannterweise in den Armen lagen. Von diesem Moment nahm ich viele tolle Eindrücke mit. Tatsächlich erfüllte ich mir meinen Traum und saß später bei meiner Tante auf dem Sofa in Charlottenburg. Doch schon im Laufe des 10. November war mir manches unangenehm und es zeigte sich auch das problematische Gesicht all dessen, was nun auf uns zukommen würde. Meinem jugendlichen Gesellschaftstraum entsprach das nicht. Viele Ostdeutsche garten nach Werbegeschenken, die eifrigsten FDJ-Mitschüler betrogen und holten sich ihr Begrüßungsgeld mehrfach ab. Die Unternehmen witterten zahlreiche unkritische und ausge-

hungerte Konsumenten. Diese Dynamik musste irgendwie im Zaum gehalten werden. Ich empfand es als merkwürdig, dass meine Mutter plötzlich politische Verantwortung übernahm und in der letzten DDR-Regierung als Ministerin in der Volkskammer saß. Vor dieser hatten wir noch Wochen zuvor lautstark demonstriert. Die 90er-Jahre waren für sie und alle politisch Verantwortlichen eine enorme Herausforderung. Während ich als Jugendliche meine neue Freiheit genoss, also mein Abitur zu absolvieren und durch Europa trampeln zu können, verloren viele Menschen ihren beruflichen und sozialen Halt.

Meine Kinder wissen heute nicht mehr, was in Berlin Westen oder Osten war. Verwandtschafts- und Freundeskreise sind gemischt. Das ist wunderbar, jedoch gibt es die strukturellen Unterschiede zwischen Ost und West noch immer. Es sind die Unterschiede in Renten und Löhnen, in Vermögensbildung, wirtschaftlichen Ansiedlungen – und es sind zu wenig Ostdeutsche in Führungspositionen. So gibt es 30 Jahre nach der Wende viel zu feiern und immer noch viel zu tun.

T
I
T
E
L

Text Ditmar Staffelt

Fotos SBM/Edmund Kasperski · Tobias von dem Berge · Paul Glaser

„Es war die Stunde der Macher“

Ditmar Staffelt war von 1979 bis 1998 Mitglied des Berliner Abgeordnetenhaus, von 1989 bis 1994 Vorsitzender der SPD-Fraktion. Neben Walter Momper arbeitete er in den Wochen und Monaten nach dem 9. November 1989 an der Wiedervereinigung der geteilten Stadt Berlin. Teilweise waren die Methoden unorthodox: So unterstützten sie die neugegründete SPD in der DDR nach Kräften – unter anderem mit Büromaterial.





OBEN
DITMAR STAFFELT

AM 10. NOVEMBER 1989 trat das Abgeordnetenhaus zu einer Sondersitzung zusammen. Die Abgeordneten waren gezeichnet von einer langen Nacht an den Grenzübergängen der Stadt, den Verbrüderungsszenen und dem Freudentaumel rund um den Kurfürstendamm und der unaufhaltsamen Trabi-Flut auf den Straßen West-Berlins. Wir fühlten, dass ein neues Kapitel der Nachkriegsgeschichte begann.

Zwar hatte der Senat am Abend des Mauerfalls erste Vorbereitungen für die am nächsten Morgen erwartete kontrollierte Öffnung der Grenzen geschaffen. Alles, was dann geschah, übertraf jedoch jede Vorstellungskraft. Niemand in der westlichen Hälfte der Stadt wusste genau, was nun zu erwarten war. Würden die Ostberlinerinnen und Ostberliner im Westteil der Stadt verbleiben? Würden sie wieder zurückkehren? Wie werden die Vertreter von Partei und Staat in der DDR auf diese unerhörte Entwicklung reagieren? Hoffnung und Sorge lagen dicht beieinander.

DIE ENORME KRAFT DER FRIEDLICHEN MASSENPROTESTE

Wer die Wochen vor der Öffnung der Grenzen verfolgt hatte, spürte, welche Kraft die friedliche Volksbewegung und der Massenprotest in der Zwischenzeit in der DDR entwickelt hatte. Die SPD-Fraktion des Abgeordnetenhauses hatte noch Anfang Oktober 1989, wie jedes Jahr, die DDR bereist. In Dresden waren Vertreter der SED, darunter Bezirkssekretär Hans Modrow, später letzter SED-Ministerpräsident, hohe Vertreter der evangelischen

Kirche, Bürgerrechtler und Studierende unsere Gesprächspartner. Uns war klar: Ein Prozess der nachhaltigen Erneuerung der DDR war unumgänglich geworden. Der Druck von hunderten tausenden Demonstranten in Leipzig, Dresden, Ostberlin, aber auch in Plauen und Schwerin, war ohne den Einsatz massivster Repression nicht mehr zurückzudrehen. Dass dieser Prozess

in eine widerstandslose Öffnung der Grenzen münden könnte, schien uns zu der Zeit noch nicht vorstellbar. Nun allerdings, wenige Wochen danach, war das Machtmonopol der SED ins Wanken geraten. Die Forderungen nach Reisefreiheit, nach freien und geheimen Wahlen sowie gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Reformen waren inzwischen unüberhörbar auch in den Etagen des DDR-Machtapparates angekommen – und hatten ihn paralysiert.

LINKS

Am Tag nach der Maueröffnung: Von der Westseite erklimmen Berlinerinnen und Berliner die Mauer am Grenzstreifen vor dem Brandenburger Tor.

Der 10. November war ein arbeitsreicher Tag, der im Zeichen der Vorbereitung auf den zu erwartenden Zustrom von Menschen aus der DDR nach West-Berlin stand. Im Abgeordnetenhaus wurde stundenlang an der Organisation der für den Abend geplanten Kundgebung gearbeitet. Allein die Festlegung der Redner löste eine Vielzahl politischer Kontroversen und Proteste aus. Nach längerem Hin und Her mit Vertretern der CDU-geführten Bundesregierung und den im Bundestag vertretenen Parteien wurde festgelegt, dass der Berliner Parlamentspräsident Wohlrabe, der Regierende Bürgermeister Momper, Bundeskanzler Helmut Kohl und der ehemalige Regierende Bürgermeister von Berlin und Bundeskanzler Willy Brandt zu den Menschen auf dem John-F.-Kennedy-Platz reden sollten.

GEMEINSAME RESOLUTION SCHEITERTE

Der Versuch, eine gemeinsame Resolution aller demokratischen Fraktionen des Abgeordnetenhauses im Rahmen der Sondersitzung, die auf den Kennedy-Platz per Lautsprecher übertragen wurde, zu erreichen, scheiterte trotz intensiver Bemühungen und Gesprächen mit der CDU. Die Alternative Liste, Koalitionspartner der SPD, lehnte auf einer gemeinsamen Fraktionssitzung im Rathaus Schöneberg die von der CDU eingebrachte Textpassage kategorisch ab. Der vorgeschlagene Halbsatz war dem im Rahmen der Unterzeichnung des Grundlagenvertrags verfassten „Brief zur Deutschen Einheit“ in leicht veränderter Form entnommen worden. Er lautete: „... in dem das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung seine Einheit erlangen kann“. Das Wort „kann“ wurde hinzugefügt. Schließlich verabschiedete das Abgeordnetenhaus am 10. November mit den Stimmen der SPD und der AL

gegen die Stimmen der Republikaner (REP), bei Enthaltung der CDU, eine EntschlieÙung, die die Hoffnung unterstrich, dass „die Grenze in unserer Stadt bedeutungslos wird“. Wir waren entschlossen, an dem Ziel festzuhalten, „auf einen Zustand des Friedens und der Einheit Europas hinzuwirken, in dem auch das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung zu der Gestaltung seines Zusammenlebens gelangen kann, für die es sich in Ausübung seines Selbstbestimmungsrechts entscheidet“. Dieses Abstimmungsverhalten im Abgeordnetenhaus bot keine gute Grundlage für die weitere politische Zusammenarbeit am Beginn einer historischen Weichenstellung. Standen doch die demokratischen Parteien in der Vergangenheit in allen Fragen existenziellen Interesses für die Stadt zusammen. Die Berliner CDU, getrieben von ihrer Fundamentalopposition gegen die rot-grüne Koalition, setzte ohne Rücksicht auf die noch unüberschaubare Lage auf die Einheit. In der SPD hingegen wurde unterschiedlich debattiert. Viele Fraktionsmitglieder hätten dem kontroversen Halbsatz zustimmen können, andere hielten ihn zu diesem Zeitpunkt für nicht angemessen.

NOCH HATTE DIE MAUER NUR RISSE

Letztlich hat Willy Brandt mit seiner historischen Formulierung „Es wächst zusammen, was zusammengehört“ die Situation der Stunde richtig beschrieben. Noch hatte die Mauer nur Risse, die Zukunft der DDR war völlig offen. Insbesondere in oppositionellen Kreisen war von Reform-Sozialismus die Rede, von der Idee einer Konföderation und eines Deutschen Bundes. Das Gebot der Stunde hieß: die Macht der SED brechen und Selbstbestimmungsrecht über freie Wahlen verwirklichen. Auch Brandt

Das Gebot der Stunde hieß: die Macht der SED brechen und Selbstbestimmungsrecht über freie Wahlen verwirklichen.

hatte verstanden, dass die Einheit des Landes organisch wachsen müsse. Die Frage der staatlichen Einheit oder einer Neuvereinigung stelle sich erst, wenn die Menschen in der DDR dies wollten. Gleichwohl würde er keine Option abweisen. Deshalb galt es für uns Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, das Ziel der Einheit im Blick zu halten, aber den politischen Entwicklungsprozess in der DDR zu diesem Zeitpunkt nicht zu überfrachten. Darüber hinaus war zu diesem Zeitpunkt die Meinungsbildung der Siegermächte – im Besonderen der Sowjetunion – und der europäischen Staatengemeinschaft nicht wirklich vorhersehbar.

Es war zweifelsfrei ein grober Fehler der Berliner CDU-Führung, dass sie es ablehnte, zur Kundgebung vor dem Rathaus Schöneberg aufzurufen. Vielmehr glaubte sie, aus einer separaten Kundgebung am Breitscheidplatz, auf der Kohl, Genscher, Waigel und Diepgen als Redner auftraten, politisches Kapital schlagen zu können. Dies misslang gehörig. Das sah wohl auch Helmut Kohl so. Die CDU trug mit ihrem Ausscheren eine gehörige Mitschuld daran, dass die Rede Helmut Kohls im Pfeifkonzert eines Teils der Besucher der offiziellen Kundgebung unterging. Ein gemeinsames Agieren der Berliner Parteien aus Anlass der Öffnung der Mauer wäre angemessener gewesen. Mit Genugtuung nahmen wir die Verlautbarung des DDR-Innenministers Dickel vom 10. November zur Kenntnis,

dass die am Vorabend erlassene Reiseregelung keine befristete Maßnahme sei und dass das Grenzregime weiter vereinfacht werden solle. Diese Zusage hielt viele Menschen davon ab, die Gunst der Stunde für einen Wohnsitzwechsel nach Westen zu nutzen.

ES WAR DIE STUNDE DER MACHER, DER PRAKTIKER

Am Wochenende des 11. und 12. November herrschte Volksfeststimmung. Rund zwei Millionen Menschen aus der ganzen DDR besuchten West-Berlin. Hinzu kamen viele Menschen aus Westdeutschland, die sich vor Ort ein Bild von der Lage machen oder auch feiern wollten. Es war die Stunde der Macher, der Praktiker: die BVG war mit allen verfügbaren Kräften im Einsatz. Westdeutsche Verkehrsunternehmen stellten zusätzlich Busse für den Linienverkehr zur Verfügung. Banken und Sparkassen, Bezirksämter und die Senatsdienststellen zahlten das ganze Wochenende über das Begrüßungsgeld in Höhe von 100 Mark aus. Restaurants, Cafés sowie Einzelhändler und karitative Organisationen boten Essen und Getränke gratis an. Die Polizei war rund um die Uhr im Einsatz. Unmögliches geschah: Volkspolizei und West-Berliner Polizei begannen eine zunehmend intensiver werdende Zusammenarbeit. Durch maßvolle Einsätze verhinderte die West-Berliner Polizei an verschiedenen Stellen der Stadt in dieser äußerst emotionalen Situation eine Eskalation. So kam es zu keinerlei Zusammenstößen, die die Volkspolizei zum Handeln gezwungen hätte. Nun galt es Konzepte zu entwerfen, um für beide Teile der Stadt gemeinsame Perspektiven zu eröffnen. Auf einer Klausurtagung am 18. und 19. November beschloss die SPD-Fraktion des Abgeordnetenhauses einen Ideenkatalog für die

Zusammenarbeit mit Ostberlin und dem Umland. Dieser Katalog sah unter anderem folgende Schritte vor: Die Einrichtung eines Tarif- und Verkehrsverbundes für Gesamtberlin und das Umland. Darüber hinaus die Entbürokratisierung des Transitverkehrs und die Schaffung neuer Transitübergänge. An dritter Stelle sollten die Bedingungen des Schienenverkehrs und der Binnenschifffahrt verbessert werden. Genauso wollten wir eine engere Zusammenarbeit zwischen den Flughäfen Berlin Tegel und Schönefeld sowie die Schaffung regionaler Energieverbände. Auch sollte ein Regionalausschuss gebildet werden, dem der Bevollmächtigte der Bundesregierung in Berlin, der Chef der Senatskanzlei sowie die entsprechenden Vertreter der DDR-Regierung und des Ost-Berliner Magistrats angehören. Schließlich wollten wir das Begrüßungsgeld abschaffen, verbunden mit der Möglichkeit eines Umtauschs von DDR- in Deutsche Mark im Verhältnis eins zu vier beziehungsweise eins zu fünf sowie die Beseitigung des Zwangsumtausches für West-Berliner und Bundesbürger. Die Verzahnung der Infrastruktur beider Teile der Stadt sowie der Region und die Normalisierung des Alltags schienen uns der beste Weg, um an das Miteinander vor dem 13. August 1961 anzuknüpfen und das Erreichte zu sichern und auszubauen.

Der Senat und der Regierende Bürgermeister Walter Momper nahmen ihre Aufgabe als Motor auf dem Weg zur Einheit der Stadt mit großem Engagement war. Der Zerfall der SED, bedingt durch die Dynamik des friedlichen Revolutionsprozesses, eröffnete neue Spielräume für zukünftige Gestaltung des Miteinanders in Berlin und in anderen Teilen unseres Landes. Bereits am 22. Dezember konstituierte sich der Regionalaus-



schuss Berlin – gebildet aus Vertretern beider deutscher Regierungen, der Stadtverwaltungen sowie der Bezirke Potsdam und Frankfurt/Oder. In 15 Arbeitsgruppen sollten die wichtigsten kommunalpolitischen Themen abgearbeitet werden. Erster Erfolg war die Schaffung eines gemeinsamen Tarifgebietes im ÖPNV mit der wechselseitigen Anerkennung von Fahrscheinen und Zeitkarten. West- und Ost-Berlin wieder funktions-tüchtig miteinander zu verknüpfen, hatte oberste Priorität.

GRÜNDUNG DER SDP IN SCHWANTE

Mit der Gründung der SDP der DDR in Schwante am 7. Oktober 1989 und der Konstituierung des Landesverbands Berlin der SDP am 5. November 1989 hatte die Berliner SPD neue Ansprechpartner. Mitglieder der Berliner SPD-Fraktion hatten schon zuvor gute Kontakte zu oppositionellen Kreisen in der DDR und in Ost-Berlin. Insoweit waren wir über die Entwicklung in den Monaten vor dem Fall der Mauer recht gut informiert. Nun standen uns Menschen gegenüber, die sich zur Sozialdemokratie bekannten. Gleichwohl betonten sie den Wunsch nach Eigenständigkeit, den wir selbstver-

LINKS

AM 15. SEPTEMBER 1990 war die Berliner SPD wieder eins. Nach dem Zusammenschluss des Bezirksverbandes Ost-Berlin mit dem Landesverband West-Berlin erhält die Bezirksvorsitzende ANNE-KATHRIN PAUK als erste aus der Hand des Geschäftsführenden Landesvorsitzenden HANS-GEORG LORENZ ihr Parteibuch.

ständig respektierten. Mit Gründung des Runden Tisches am 7. Dezember 1989 griffen zwei Vertreter der SDP unmittelbar in den revolutionären Prozess der Entmachtung der SED ein. Sehr schnell begannen Gespräche zur organisatorischen Unterstützung der SDP, weil wir davon ausgingen, dass es in absehbarer Zeit Wahlen in der DDR geben würde. Im Dezember trafen wir uns erstmals als Vertreter der Abgeordnetenhausfraktion im Café Prag an der Leipziger Straße mit dem Vorstand der SDP. Die SDP war mit Ibrahim Böhme (Spitzenkandidat der SDP in der DDR für das Amt des Ministerpräsidenten bei den Volkskammer-Wahlen und später entarnter IM der Stasi), Konrad Elmer (späterer Bundestagsabgeordneter für Berlin-Pankow) und Martin Gutzeit (späterer Stasibeauftragter des Landes Berlin) vertreten. Wir vereinbarten, das Nötige an Papier, Kopierern und sonstigen Büromaterialien aus Spenden nach Ost-Berlin zu bringen. Auch sollten Schulungen in der politischen und organisatorischen Arbeit für eine breitere Gruppe von Mitgliedern der SDP durchgeführt werden. Dies war für uns keine unzulässige Einmischung in die Angelegenheiten der DDR. Uns und der Landespartei ging es darum, jene zu

unterstützen, die das Machtmonopol von SED und der Blockparteien brechen und eine demokratische, freie Gesellschaft anstreben wollten.

„DIE EINHEIT WÄCHST VON UNTEN UND WIRD WEITERWACHSEN“

Unsere Unterstützung war eine Art Korrektiv bezogen auf den immensen organisatorischen Vorsprung von SED und Blockparteien und den Zugriff der SED auf die DDR Medien. Damit wurde auch ein Grundstein für die weitere enge Zusammenarbeit mit der SDP der DDR gelegt, die ab dem 13. Januar 1990 SPD der DDR war. Wenig später wurden die ersten Partnerschaften zwischen den Berliner und den Umland-Kreisverbänden von SDP/SPD in der DDR und der SPD geschlossen. Sowohl im Wahlkampf zu den Volkskammerwahlen am 18. März 1990 als auch dem zur Stadtverordnetenversammlung am 6. Mai des gleichen Jahres standen wir West-Berliner Sozialdemokraten der neuen Partei zur Seite. Auf dem Parteitag am 26. September 1990 – sieben Tage vor der Wiedervereinigung – vereinigte sich die SPD der DDR mit der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Schon am 18. Dezember 1989 formulierte Willy Brandt auf dem nach Berlin verlegten Bundesparteitag der SPD, dass „wir der Deutschen Einheit näher sind, als dies noch bis vor kurzem erwartet werden durfte“ und „die Einheit von unten wachse und weiterwachsen werde“. Symbolisch stand hierfür die Öffnung des Brandenburger Tores am 22. Dezember 1989 im Beisein zehntausender Menschen. Das Jahr 1990 brachte schließlich die Entscheidung. Die Bürgerinnen und Bürger der DDR machten von ihrem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch. Sie entschieden sich für Freiheit, Demokratie und für die Einheit.

„Michael, das geht schneller als du denkst“

Als der berühmte Dirigent Kurt Masur am 9. Oktober 1989 auf der großen Montagsdemonstration in Leipzig alle Beteiligten zur Gewaltfreiheit aufruft, ist sein Sohn Michael Masur in Ost-Berlin.

Nach dem Mauerfall fährt dieser über die Grenze – zu einer ganz bestimmten Adresse.

Es ist ein herbstlich-kühler Samstagabend in Berlin. Menschen versammeln sich auf der Straße und es werden immer mehr. Es herrscht ausgelassene Stimmung – bis Einsatzwagen der Volkspolizei vorfahren. Sicherheitskräfte steigen aus und prügeln wenig später auf die Demonstranten ein. Kameras westlicher Medien stehen direkt daneben und filmen das brutale Vorgehen des DDR-Sicherheitsapparats gegenüber seinen Bürgerinnen und Bürgern. Es ist der 7. Oktober 1989.

Zwei Tage später kommt es in Leipzig zu einer der größten Montagsdemos, die die Stadt je gesehen hat. Wieder stehen sich Demonstranten und Sicherheitskräfte gegenüber. Wieder liegt Eskalation in der Luft. Am Ende bleibt die Demonstration friedlich. Das liegt nicht zuletzt an einem Mann: Gewandhauskapellmeister Kurt Masur. 40 Sekunden lang wendet er sich über Lautsprecheranlagen des Leipziger Stadtfunks an beide Parteien. Dabei spricht er mit ruhiger aber kraftvoller Stimme: „Wir bitten Sie dringend um Besonnenheit, damit der friedliche Dialog möglich wird.“ Dieser und weitere Sätze werden berühmt – als Aufruf der „Leipziger Sechs“. „Vati hatte Angst, dass es eskaliert“, sagt 30 Jahre später sein Sohn Michael Masur. Er ist das älteste von fünf Kindern. Der heute 69-Jährige führt die Besucher durch seine Klavierwerkstatt in Kaulsdorf im Bezirk Marzahn-Hellersdorf. Wo er am 9. Oktober 1989 war, weiß er noch ganz genau: „Neben meiner Festanstellung an der Staatsoper Berlin habe ich



O BEN

MICHAEL MASUR sitzt in seiner Werkstatt an einer Pianomechanik ohne Hammerköpfe und Dämpferfilze. Er selbst hat acht Jahre Klavier gelernt.

noch in einer Band gespielt“, sagt er. Abends habe man ein Konzert gespielt. Angesprochen auf die Frage, warum er glaube, dass es in jener Nacht in Leipzig friedlich blieb, antwortet Michael Masur: „Ich denke, es lag ein klein wenig an dem Respekt gegenüber meinem Vater und weil die Menschen damals zurückhaltender waren.“ Heute, meint er, wäre vielleicht jemand dabei, der einen Stein in die Hand nehmen würde.

Kurt Masur verließ seine erste Frau Brigitte, die Mutter von Michael Masur, für eine andere Frau. Und dennoch: Wenn Michael Masur über seinen Vater spricht, ist es sehr liebevoll. „An wichtigen Eckpunkten in meinem Leben war Vati stets da“, sagt der 69-Jährige. Von „Vati“ stamme auch die Idee einer Klavierbauerlehre. Später fängt er bei der Staatsoper Unter den Linden an. Bis heute stimmt er dort die Instrumente.

Ende des Jahres 1988 erreicht ihn über den Vater eine Einladung zu einem Praktikum nach West-Berlin ins Steinway-Haus – einem Hersteller für Klaviere und Flügel. Zu Weihnachten desselben Jahres bekommt er einen Reisepass. Sein Visum gilt bis 30. Juni 1989. Am Ende des halben Jahres überlegt er sich, ob er nicht einfach in West-Berlin bleiben soll. Er entscheidet sich dagegen – für seine Frau und seine Kinder. Zum Abschied sagt Michael Masur zum Leiter des Steinway-Hauses, dass man sich so schnell wohl nicht mehr wiedersehen werde. Der entgegnet ihm mit Blick auf die Grenzöffnung in Ungarn: „Wirst sehen Michael, das geht wesentlich schneller als du denkst.“ Er sollte Recht behalten: Vier Monate später fällt die Berliner Mauer. „Wir sind am 13. November 1989 mit unserem Trabi über die Grenze zum Steinway-Haus gefahren“, sagt Michael Masur und lacht.

T
I
T
E
L

Auf ein Bier mit den Grenzern

Klaus Uwe Benneter wohnt seit Ende der 70er-Jahre in Steinstücken – eine Siedlung ganz im Süden des Ortsteils Wannsee im Bezirk Steglitz-Zehlendorf. Steinstücken war während des Kalten Krieges eine von zehn West-Berliner Exklaven und als einzige permanent bewohnt.

Klaus Uwe Benneter und seine Frau pflegten zu dieser Zeit ein besonderes Verhältnis zu den DDR-Grenzsoldaten.



OBEN

KLAUS UWE BENNETER, Rechtsanwalt und Notar, war von 1999 bis 2002 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin und von 2002 bis 2009 Bundestagsabgeordneter für den Wahlkreis Steglitz-Zehlendorf.

MEINE VERSTORBENE FRAU und ich sind eher zufällig 1978 in der Exklave Steinstücken gelandet. Wir sind aus Hamburg hierherkommen. Wochenlang konnten wir nichts Passendes finden. Aber eine Dachgeschoss-Wohnung im exotischen Steinstücken wurde jede Woche annonciert.

Irgendwann drängte mich meine Frau, endlich einen, für mich abwegigen, Ausflug zu dieser Wohnung zu unternehmen. Je näher wir Steinstücken kamen, umso begeisterter zeigte sich meine Frau. Die vielen Seen, der Teltowkanal und die großen Wälder auf dem Weg hatten es ihr sichtlich angetan. Es störte sie auch nicht, dass gegenüber der Dachgeschosswohnung in nur zehn Meter Entfernung vor

dem Fenster direkt ein DDR-Wachturm stand. Bald bekamen wir mit, dass die Grenzsoldaten bei jeder Bewegung in unserer Wohnung ihre Ferngläser zur Hand nahmen und alles angestrengt beobachteten. Wir haben uns daraufhin wunderschöne Landschaftsbilder auf die Glasfenster gemalt und hatten so die Illusion, aus der Wohnung in eine weite Wald- und Wiesenlandschaft zu blicken.



O BEN

Einfahrt in den Grenzstreifen um die Exklave Steinücken im Frühjahr 1990.

Bald achteten wir nicht mehr darauf, ob und wie der Wachturm besetzt war. Nur wenn die offensichtlich aus dem tiefen Sachsen stammenden Grenzsoldaten mit ihren Kofferradios zu laut wurden, habe ich eine geringere Lautstärke angemahnt und damit gedroht, sonst das DDR-Außenministerium anzurufen. Dann würden sie richtig Ärger bekommen, zumal den Grenzsoldaten während ihres stupiden Dienstes auf dem Turm keine Ablenkung, auch nicht durch Radiomusik, erlaubt war. Diese Drohung wirkte immer. Weil wir natürlich Mitgefühl mit den bei jedem Wetter auf dem Turm sich langweilenden jungen Soldaten hatten, haben wir bei Fernsehübertragungen von DDR-Fußballspielen, die uns naturgemäß nicht allzu sehr interessierten, unseren Fernseher ins Fenster gestellt. So konnten die Grenzer mit ihren Ferngläsern ihre Heim-Mannschaften bewundern.

Einmal hatten wir sogar eine besonders kecke Turmbesetzung. Sie traute sich, mit uns Bier zu trinken. Wenn ich von der Westseite aus die volle Bierflasche warf, fing der zweite Grenzsoldat sie auf der anderen Mauerseite auf. Auf die gleiche Weise kam auch das verräterische Leergut wieder von Ost nach West zurück.

Aber solche Vorgänge waren die Ausnahme. Teilweise haben wir uns überhaupt nicht mehr dafür interessiert, ob der Turm mit Soldaten besetzt war oder nicht. Wir ärgerten uns nur darüber, dass wir uns keine Balkonblumen halten konnten, weil die DDR-Grenzer immer so wild mit Unkrautvernichtungsmitteln durch die Gegend spritzten. Die Chemiebelastung im Mauerstreifen war dann auch das Erste, was ich nach dem Mauerfall in meiner Eigenschaft als Zehlendorfer Umweltstadtrat inspizierte.

Wie hast du den 9. November 1989 erlebt?



Christine Bergmann

1990 STV. LANDESVORSITZENDE DER WIEDERVEREINIGTEN SPD BERLIN; 1998 BIS 2002 BUNDESFAMILIENMINISTERIN



Frank-Axel Dietrich

VORSITZENDER DER SPD-ABTEILUNG WILMERSDORF-NORD; VON 1988 BIS 1990 JUSO-VORSITZENDER IN WEST-BERLIN

”

Am 9. November 1989 war ich tatsächlich im Bett. Ich hatte vom Fall der Mauer zwar im Radio gehört und auch im TV gesehen, doch ich hatte es erst nicht glauben können. Nachts hat noch meine Tochter angerufen und gesagt, dass wir doch jetzt nicht schlafen können.

Am nächsten Tag bin ich mit meiner Tochter zum Reichstag gegangen. Da stand ein Podest für Westdeutsche, wenn diese mal einen Blick in den Ostteil der Stadt werfen wollten. Genau diesen Blick hatte ich gebraucht, um es wirklich glauben zu können. Ich fühlte mich großartig.

”

Am Abend des Mauerfalls war ich auf einer Demonstration in West-Berlin. Aufgerufen hatte der SSB, eine Organisation der Berliner Jusos für Schüler. Wir protestierten vor einer Veranstaltung der Jungen Union gegen die Teilnahme eines Rechtsaußenvertreters.

Polizisten verweigerten uns den Zugang. Einer hatte einen Knopf im Ohr und sagte, dass die Mauer offen sei. Ich: „Klingt sehr ausgedacht!“ Später gingen wir zum Brandenburger Tor, doch da war noch niemand. Menschen, die auf der Mauer sitzen, habe ich erst im TV gesehen.

“

“

Den Mauerfall haben vier SPD-Mitglieder ganz unterschiedlich erlebt: Manche spürten Aufbruchstimmung, bei anderen herrschte Skepsis. Letztlich half ein Blick über die Mauer, um es vollends glauben zu können.



Dr. Franziska Giffey

2015 BIS 2018 BEZIRKS-BÜRGERMEISTERIN VON NEUKÖLLN, SEIT MÄRZ 2018 BUNDES-FAMILIENMINISTERIN

”

Ich war 11 Jahre, als die Mauer fiel. Zu der Zeit wohnte ich mit meinen Eltern im Berliner Umland. Wir erfuhren über das Fernsehen vom Mauerfall. Es war normalerweise ganz untypisch, dass meine Eltern vor dem Fernseher saßen.

Das vorherrschende Gefühl in Verbindung mit diesem geschichtlichen Ereignis war Unglaube, ob es so bleibt. Eine Umbruchstimmung war deutlich spürbar. Für mich als Kind und meine Eltern war es ein Ausnahmezustand – einfach eine aufregende Zeit.

“

Fotos Tobias von dem Berge



Burkhard Zimmermann

SEIT 1983 VORSITZENDER DER SPD-ABTEILUNG DAHLEM

”

Vom Fall der Berliner Mauer erfuhr ich durch einen Anruf. Mein erstes Gefühl war hingegen keine Freude, sondern Angst.

Dieser Eindruck bestätigte sich, als ich später an dem Abend zum Brandenburger Tor ging: Da sah ich Menschen und sie trugen Fahnen in den deutschen Farben in ihren Händen. Es war sehr nationalistisch – eine aufgeheizte Atmosphäre. Später habe ich in einer Pizzeria nette Ostberliner kennengelernt. Mit denen war ich dann noch unterwegs.

“

B
E
R
L
I
N
E
R

S
T
I
M
M
E
N

Der Plattensee – damals und heute

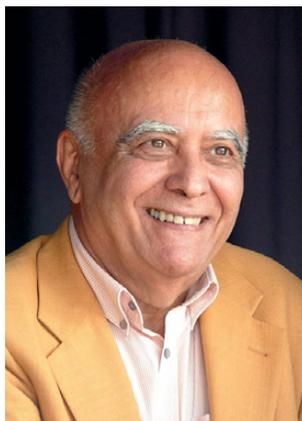
*Bei Ungarns Grenzöffnung vor 30 Jahren –
am 19. August und 11. September 1989 – kamen fast alle der
25.000 DDR-Flüchtlinge aus ihrem Urlaub am Balaton, dem Plattensee.
Dort war in den Sommermonaten der alljährliche Ort der
deutsch-deutschen Begegnung. Das Kuriosum von heute:
Der Blick zurück erfüllt viele mit Wehmut.*



DAS GEMEINSAME alljährliche Sommervergnügen der Deutschen aus Ost und West führte in den Jahren der Teilung zu Freundschaften und sogar zu Eheschließungen. Jahr für Jahr nahmen Trabant und Mercedes den gleichen Weg, um für einige Tage oder Wochen die Vorzüge und die Freizügigkeit des ungarischen „Gulasch-Kommunismus“ zu genießen.

Anders als bei Ferienreisen nach Polen oder in die ČSSR benötigten DDR-Bürger für den Urlaub am Balaton eine Genehmigung. Schließlich sollte auch durch den Tourismus die sozialistische Haltung der Bevölkerung gestärkt werden. Die Reise genehmigungen für Ungarn erteilte das Reisebüro der DDR, allgemein als ein Filialbetrieb der Staatssicherheit bekannt.

An den beliebten Urlaubsorten des Plattensees waren Stasi-Mitarbeiter in reicher Zahl vertreten. Als „Balaton-Brigade“ sind sie in die deutsch-deutsche Urlaubsgeschichte eingegangen. Den Urlaubsspaß konnten die Brigs den am See vereinten Deutschen allerdings nicht verderben. Immer herrschte rundum ein Hauch von Hugo Hartungs „Piroschka“ – mit den bis heute erhaltenen Anklängen an die Zeiten der k. u. k. Monarchie. Und die Deutschen aus der Bundesrepublik erfreuten sich bei den Ungarn besonderer Beliebtheit, weil sie mit der D-Mark harte Devisen ins Land brachten. In den Zeiten des Kalten Krieges dominierten die deutschen Gäste im Sommer den Plattensee. Heutzutage beträgt ihr Anteil an der Gesamtzahl der Urlauber nicht einmal zehn Prozent.



OBEN

ALEXANDER KULPOK, Jahrgang 1938, war Reporter, Redakteur, Moderator und Kommentator für Hörfunk und Fernsehen des SFB und der ARD, Dozent am Publizistischen Institut der FU und Redenschreiber für Willy Brandt.

Das „Paneuropäische Picknick“ vom 19. August 1989 in der kleinen Stadt Sopron nahe der Grenze zu Österreich war der Anfang vom Ende der deutschen Teilung und des Kalten Krieges, aber auch des deutschen Booms am Balaton. Damals entrüstete sich Erich Honecker gegenüber der britischen Zeitung Daily Mirror, man habe die DDR-Bürger in Sopron mit der D-Mark geködert und sie überredet, in den Westen zu gehen. Etwa 600 Sommerurlauber machten Gebrauch davon. Während Kanzler Kohl später feststellte, es sei Ungarn gewesen, wo „der erste Stein aus der Mauer geschlagen wurde“. Er bezog sich dabei jedoch auf die Grenzöffnung Ungarns vom 11. September 1989, bei der mehr als 25.000 DDR-Urlauber in Richtung Westen flohen – nach Österreich oder in die Botschaft der Bundesrepublik in Prag. Die Ankündigung der freien Ausreise für die Prager Botschaftsflüchtlinge durch Außenminister Genscher ist zum historischen Dokument geworden.

Für die Ungarn und die Urlauber aus beiden Teilen Deutschlands sind die seligen Zeiten am Plattensee längst nur noch ein Nostalgie-Kapitel. In Berlin erinnerte das Collegium Hungaricum vor zehn Jahren noch einmal an die gesamtdeutschen Zeiten, als die Welt stets einen Sommer lang auf dem Kopf stand. Fotos, Videos und Tagebücher wurden zusammengetragen und gaben ein Bild von der Besonderheit dieser Zeiten inmitten der ungarischen Steppe. Doch nicht nur die politischen Verhältnisse, auch die Preise für einen Aufenthalt am Plattensee haben sich dramatisch verändert.

Die Kleinstadt Hévíz ist inzwischen der bekannteste und beliebteste Kurort am stiller gewordenen Plattensee. Seit 1998 sorgen österreichische und deutsche Unternehmen dort für den Kurbetrieb. Franz Lehár und die ungarischen Komponisten Emmerich Kálmán und Paul Abraham hätten gewiss ihre Freude in Hévíz. „Meine Liebe, deine Liebe“ klingt ebenso durch den Weinkeller wie „Ja, so ein Mädél, ungarisches Mädél!“. Und der temperamentvolle Geiger hat keine Probleme, Kálmáns „Nimm Zigeuner, deine Geige“ zu intonieren, während die Gäste sich ein Zigeunerschnitzel servieren lassen.

Political Correctness scheint fremd in Orbans Ungarn, und die Tourismusbranche achtet ausschließlich auf den Wohlgefühlpegel der Gäste. Ganz offenkundig wollen sich die ungarischen Tourismus-Strategen angesichts der schwindenden Gästezahlen nicht auch noch in ideologische Auseinandersetzungen verstricken. „Wir wollen Harmonie“ lautet die einstimmige Antwort.



LINKS

Geigen und Tokajer

UNTEN

Schwäne auf dem Plattensee



LINKS

In Hévíz allein – der Touristenstrom zum Plattensee hat nachgelassen



OBEN

Touristen lassen sich führen

LINKS

Nach jeder Wahl preisen Ungarns Zeitungen den siegreichen Regierungschef

Seit 1968 ist die Kleinstadt Hévíz ein Kurort – mit einem Heil- und Badesees, der als der größte der Welt gilt. Die Temperatur des Sees sinkt selbst im Winter nicht unter 24 Grad Celsius.

Die Bezeichnung „Freudentränenpalast“ war für den Plattensee als Gegenstück zum traurigen Abschiedsort am Berliner Bahnhof Friedrichstraße gedacht. Freude und Trauer von gestern.

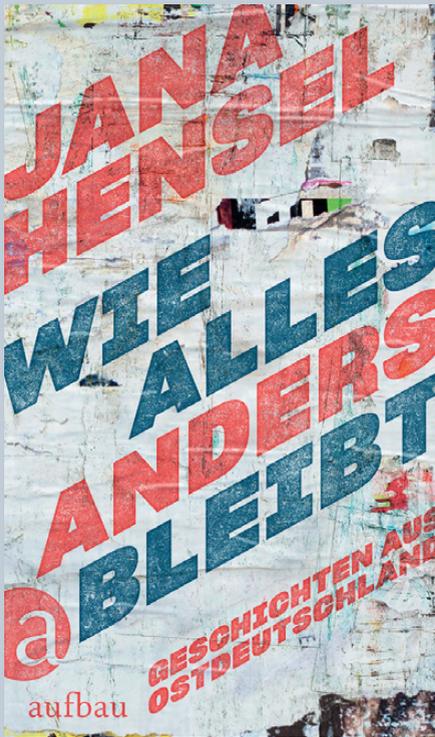
Das Fernsehen hat mehrfach versucht, das gemeinsame Vergnügen der getrennten Deutschen am Plattensee in Szene zu setzen. Der ZDF-Dreiteiler „Honigfrauen“ war ein solcher – nicht unbedingt gelungener – Versuch. Denn „Honigfrauen“ war in jenen Tagen die Bezeichnung für DDR-Urlauberinnen, die Sommergäste aus dem Westen Deutschlands besonders süß fanden. Auch an diesem TV-Dreiteiler wurde deutlich, wie sehr sich die Zeiten seit 1989 gewandelt haben.

Kommunikative Schutzzone

Brauchen wir eine stärkere ostdeutsche Perspektive im öffentlichen Diskurs? Die Journalistin Jana Hensel plädiert dafür und liefert in ihrer Textsammlung „Wie alles anders bleibt“ glänzende Beispiele dafür, dass Interessensausgleich auch eine Frage der Erzählweise ist.

NACH DREI JAHRZEHNTEIN gesamtdeutscher Geschichte hat es den Anschein, als rissen in den aktuellen gesellschaftlichen Debatten alte Wunden neu auf, als müsse das Verhältnis zwischen Ost und West, das Verständnis für die jeweils unterschiedlichen Biographien der Menschen auf beiden Seiten der Mauer und die Verletzungen der Wendezeit neu verhandelt werden. Der Schein trügt. Vielmehr gibt es valide Anzeichen dafür, dass eine echte empathische Auseinandersetzung mit den Lebensrealitäten, Empfindungen und Komplexen in der Wechselwirkung zwischen Ost und West bis heute nicht wahrhaftig stattgefunden hat.

Jana Hensel, geboren 1976 in Leipzig, Anfang des Jahrtausends gefeiert für ihr Generationenpsychogramm „Zonenkinder“ und seither als Journalistin unter anderem für die ZEIT beständige Stimme für die Wahrnehmung der ostdeutschen Binnensicht im öffentlichen Diskurs, legt mit „Wie alles anders bleibt. Geschichten aus Ostdeutschland.“, eine Anthologie ihrer journalistischen Texte mit Ostbezug vor. 48 Texte umfasst Hensels Buch, nach Erscheinungsdatum sortiert, angefangen mit dem jüngsten. Neben Interviews mit Angela Merkel, Alexander Osang und Julia Franck finden sich Auseinandersetzungen mit dem NSU und der NPD, Reflektionen zum 17. Juni 1953 und den 3. Oktober als Feiertag, Beobachtungen über den Prenzlauer Berg, ostdeutsche Melancholie und deutsch-deutsche Liebesbeziehungen. Hensel schreibt über



Jana Hensel:
„Wie alles anders bleibt –
Geschichten aus Ostdeutschland“

Klappenbroschur, 317 Seiten
Aufbau Verlag
ISBN: 978-3-351-03482-5
16,- Euro

den aus Jena stammenden Fußballtorwart Robert Enke, der 2009 Suizid beging und dessen Tod eine Debatte über den Umgang mit Depressionen weit über den Profisport hinaus auslöste und über die Chemnitzer Band Kraftklub und ihren Frontman Felix Kummer, der mit KIOX gerade ein viel beachtetes Album veröffentlichte, das an die Spitze der deutschen Albumcharts stürmte und in dessen Texten sich Kummer mitunter ebenfalls ostdeutschen Realitäten widmet.

Das Potpourri an Inhalten, die Hensel findet, um Ostdeutschland in der Bitterkeit seiner gegenwärtigen psychischen Verfassung zu beschreiben, ist trotz seiner Vielfalt alles andere als beliebig. Vielmehr öffnet sich das Fenster zu einem kulturellen Gedächtnis, das einem relevanten Anteil der deutschen Bevölkerung als soziokulturelle Grundlage der

eigenen Identität dient, das aber zu wenig mit der historischen Deutungshoheit Gesamtdeutschlands korreliert. Die diskursive Wirklichkeit der Filterblasen und subjektiven Meinungs-schärfen wird durch dieses Buch einem harten Test unterzogen, sofern die Bereitschaft besteht, sich darauf einzulassen. Nach den Friedenspreisträgern des Deutschen Buchhandels des Jahres 2018, dem Kulturwissenschaftler-Ehepaar Aleida und Jan Assmann, sind das kulturelle sowie das kommunikative Gedächtnis Bestandteile des kollektiven Gedächtnisses.

Wenn dieses Buch es schafft, das kommunikative Gedächtnis unserer Gesellschaft wenigstens partiell um eine ostdeutsche Sichtweise zu ergänzen, die reflektiert, klug und selbstkritisch vorgetragen ist, hat Jana Hensel schon viel erreicht.

IMMER DAS RICHTIGE ... AUS EINER HAND

**KUSCHELIGES
FÜR DEN WINTER**



Pashmina-Tuch/Schal
100 % Merinowolle

**SONDER-
PREIS**



Fleece-Schal
100 % Polar Fleece-Polyester



Lammwoll-Schal
100 % Lammwolle



Wandkalender 2020
100 Jahre Frauenwahlrecht



Weihnachtskarte
Seit' an Seit'

**FROHES
FEST!**



Weihnachtsbaumkugeln
matt und glänzend

>> **JETZT MATERIALIEN
BESTELLEN: SHOP.SPD.DE**

Bundeskanzler
Willy Brandt Stiftung

FORUM WILLY BRANDT BERLIN

Geteilte Stadt. 1945 – 1990

Sonderausstellung | 01.11.2019 – 30.04.2020 | täglich von 11 – 17 Uhr

In Kooperation mit

Neuer Standort ab 01.10.2019
Forum Willy Brandt Berlin | Behrenstraße 15

**Eintritt
frei**